Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 7. 2. 1937 | Nr. 6

Leo Weismantel:

Der Wächter unter dem Galgen.

Das Vorspiel.

(In den dalmatischen Bergen liegt ein Feld auf der Höhe, wo der Boden karg und dürftiger wird; hier an der Grenze zwischen umgeackertem Hufenland und brachliegenden Oedgewannen ragt ein letzter Baum auf. Die Höhe aufwärts mehren sich die Feldsteine und liegen erst als herausgeackerte Steine, dann als herausgewitterte Findlinge immer dichter. Ostwärts (gegen rechts) recken sich nackte Felsen in den Himmel. Zwischen diese Felsen hat sich, Schutz vor den Winden suchend, eine Bauernhütte eingekauert. Hier auch führt ein Pfad über die Höhe und läuft westwärts nach hinten den steilen Hang hinab ans Meer, das blau aus der Ferne blinkt.)

Erste Szene: Der Sämann.

Der Vater: (pflügt).

Der Sohn: (liegt im Joch).

Der Vater: Zieh, mein Sohn, zieh! Härter wird der Boden, fester geklemmt, je mehr wir zur Höhe kommen. Du mußt doppelt ziehen mit doppelter Höhe.

Der Sohn: Vater, warum fiel dies wildeste Feld im ganzen dalmatischen Bergland gerade zu uns? Die andern haben besseres! Und ihre Äcker tragen bei geringem Bemühen reichere Ernte. Warum nahmst grad du den ärmsten Teil?

Der Vater: Ich nahm ihn nicht mein Sohn; er ist mir gegeben worden. Wer leichter ackert und reicher erntet, mein Sohn, er wird nicht gesegneter sein von Gott und vor jenen, die schwer den Boden nur lockern und denen spärlich die Saat aufsprießt. Die Dinge sind gesetzt, nicht damit wir sie besitzen,— sie sind gesetzt dem Menschen zur Auferstehung oder zum Falle, darum ziehe, mein Sohn, — murre nicht und ziehe.

Der Sohn: Die Schultern schmerzen mich, mein Vater, — ich kann nicht mehr! — Warum haben wir, die wir einen steinigen Boden pflügen müssen, vom Herrn nicht ein Roß erhalten oder einen Ochsen, der neben mir im Joche läge?

Der Vater: Rechte nicht mit dem Herrn, mein Sohn. Er läßt uns säen und ernten, aber er mißt uns nicht einen am andern. Gleichnis, mein Sohn, ist unsere Tat. Wie wir ein kleines Korn in die Erde werfen, auf daß es tausendfältige Früchte trage, so sind auch wir Same, von Gott gesät und sollen werden zu tausendfältiger Frucht. Nicht das Säen und nicht das Ernten will uns Gott lehren, aber das Wachsen, mein Sohn. — Ziehe, mein Sohn, — murre nicht und ziehe!

Der Sohn: Vater, die Last, die du trägst, trägst du aus Glaube. Ich aber bin ein ungelehrter Sohn. Gib mir von deinem Glauben; der Zweifel ist in mir erwacht, ich stemme mich ins Joch und bringe den Pflug nicht voran.

Der Vater: Ziehe, mein Sohn, murre nicht und ziehe!

Der Sohn: Ich mag nicht, mein Vater (er wirft das Joch ab).

Der Vater: Sprich, mein Sohn, was zweifelst du?

Der Sohn: Wie soll ich wachsen lernen, wenn ich Tier bleibe, das den Pflug zerrt!

Der Vater:Siehe ist nicht auch der Pflugstier an das Wachstum des Samens gefesselt? Wird er einst leugnen können vor Gericht, daß er nicht Zeuge des Wachstums war? Nur Zeuge zu sein tut not, damit wir die Pflicht des Glaubens nicht von uns schieben.

Der Sohn: Sieh, Vater, die Saat, von der du sprichst, geschieht auf dieser Erde, — die Ernte aber erst in einem Jenseits.

Der Vater: Ja, mein Sohn; das Samenkorn fällt in diesen dunklen Boden, die Fruchtkörner aber reifen in Licht und Sonne.

Der Sohn: Sieh, Vater, wenn ich aber Samenkorn wäre, doch schon auf dieser Erde Frucht zu tragen —?

Der Vater:Mein grüblerischer Sohn!

Der Sohn: Ich träume oft, mein Vater.

Der Vater: Was träumst du denn?

Der Sohn: Als du im letzten Jahr den Samen warfst, mein Vater, und als du dort am Rand des Berges standest mit voller Hand die letzte Furche zu bewerfen, da kam, kaum öffnetest die Finger du, ein Windstoß und entriß dir alle Körner und führte sie mit sich den Hang hinunter. Die letzte Furche trug uns keine Frucht.

Der Vater: Ja, es ist wahr; wir haben dort nicht geerntet. Der Same mag an nackten Felsen dann, der Vögel Speise geworden sein, mein Sohn; denn nichts verliert die Erde.

Der Sohn (von Begeisterung erfaßt): Nein, mein Vater! — Als ich gewahrte, daß im Frühjahr auf unsrer letzten Furche gar nichts grünte, da stieg den Hang ich dort hinab zur Ebene und fand dem Meere nah just einen Streifen so groß wie jene Furche; kein Mensch konnte dort gesät haben, — die Fischer säen nicht; — aber sie ernten die siebentausendfache Frucht der Saat, die dir der Wind entriß, da du sie auswarfst.

Der Vater (wird von aufsteigender Angst ergriffen): Was träumtest du noch, mein Sohn?

Der Sohn: Die Deutung dieses Gleichnisses erkannte ich, ich sagte oft sie mir dann zu im Traum: Wieder kam ein Wind, ich lag auf deiner Hand wie jener Same, ein Sturm kam vom Himmel und riß mich aus deiner geöffneten Hand und trug mich den Hang hinab zu jener fruchtbaren Hufe Erde, wo ich siebentausendfache Frucht ersah auf fremdem Feld.

Der Vater: Auf fremdem Feld . . .

Der Sohn: — ist sie darob weniger herrlich gewesen, — o mein Vater?

Der Vater: Ich bin grau geworden vor dir, mein Sohn; doch warum bin ich nicht weise geworden, wie meine Silberhaare zeugen, Weisheit der Jugend kommt von Gott.

Der Sohn: Komm, o Vater, — nun will ich dir wieder im Joche liegen.

Der Vater: Nein, mein Sohn, — ist's, da du so träumtest, nicht meine Pflicht, dir zu gebieten, daß du mich verlässest?

Der Sohn: Horch, mein Vater!

Der Vater (lugt voller Angst aus): Der Wind! der Wind!

Der Sohn: Hörst du dies seltsame Geräusch? Es ist wie das Traben eines Pferdes. Wie selten doch geschieht es, daß hier ein Pferd, ein Mensch über die Höhe kommt. Laß mich ihn sehen, Vater!

Der Vater (umfaßt den Sohn und hält ihn fest): Der Wind! der Wind!

Der Sohn (in Entzücken ausbrechend): Der Kaiser, Vater! Wer könnte es sonst wohl sein? (er erschauert). Vielleicht gar Gott!

Zweite Szene: Der Reiter.

Der Reiter (kommt aus den Felsen in das Feld geritten): He! — Bauer!

Der Vater: Ich diene Euch, o Herr!

Der Reiter: Ich sehe, der Weg dort hinunter zum Meere ist sehr abschüssig, — wollt Ihr mir Eueren Jungen geben, daß er mir mein Pferd führt? Ich will's ihm lohnen.

Der Vater (willfährt zögernd seinem Sohne): . . . so geh!

Der Reiter: Was bleibst du stehen, Knabe und starrst mich an? Getraust du dich nicht?

Der Vater: Er hält Euch für den Kaiser, vielleicht gar für Gott.

Der Reiter: So komm und fürchte dich nicht, denn siehe, ich bin des Kaisers geringster Reitersknecht.

Der Sohn: Noch nie hab ich solch edles Tier gesehen, noch nie solch edlen Mann.

Der Reiter: Wärst du wie ich ein Reiter des Kaisers, er hätte dir ein gleiches Pferd geschenkt. Wie sollt' ich so schnell den Feind erjagen, wie sollt' ich den Fliehenden verfolgen, gäb mir der Kaiser nicht ein windschnell Roß.

Der Sohn: Und könnt' auch ich des Kaisers Reiter werden?

Der Reiter: Du bist ein strammer Bursche, — o ja! — wir ziehen nach Italien in den Kampf, — da braucht der Kaiser manchen Reiter noch.

Der Sohn: Was habt Ihr doch ein stolzes Waffen an!

Der Reiter: Vom Kaiser, — Knabe, — für des Kaisers Dienst. Das Schwert macht tödlicher den Hieb der Faust, der Bogen länger meiner Hände Griff, das Kettenhemd schützt mir den Leib, — sieh, weil der Kaiser so es braucht, daß mir die Faust so fest, der Arm so lang und so geschützt der Leib.

Der Sohn: Doch sag, welch seltsam Täschlein hängt da an Eurer Seite!

Der Reiter: Das hat gar sonderbare Art, — so öffne es und sieh, was drinnen ist.

Der Sohn: Nichts! Es ist leer.

Der Reiter: Ei schau! — ei schau! Und jeder Reiter, der ins Kämpfen zieht, dem hängt der Kaiser solch ein Ränzlein um und sagt: wir sollten uns das Wertvollste, was wir im Kriege brauchen, in dies Ränzlein packen; Treue und Tapferkeit und Heldenopfermut. Der Kaiser selbst packt dann den Lohn dazu: den Rittersporn, die Hauptmannsschärpe und den Feldherrnstab; ja selbst des Kanzlers weitgebietend Zepter, das läg verborgen hier im Täschlein drin. Und wenn am Tag der Schlacht das sichtbar wurde, was wir uns selbst ins Ränzlein eingepackt, so wurden wir am nächsten Morgen dann auch sichtbar unseres Kaisers hohe Gaben in dieses Zaubertäschleins Tiefe finden.

Der Sohn: Wie ist das wunderschön, was Ihr erzählt.

Der Reiter: Ei, fürwahr! Es hat gar mancher, der als ein armer Bauernknabe in den dalmatischen Bergen vor seinem Vater her den Pflug gezogen, im Kriege aus diesem Ränzlein sich geholt, wovon ich sprach. — So hast du Lust, mit mir zu reiten, Knabe?

Der Sohn (schüchtern, ablenkend): — Ja, — bis zur Biegung dort des Wegs.

Der Reiter: Warum nicht weiter, Junge?

Der Sohn: Dann habt den steilsten Teil Ihr hinter Euch.

Der Reiter: Warum nicht weiter, Knabe? — Warum nicht mit nach Italien? (er reitet voran) — so kommt!

Der Sohn: Nur bis zur Biegung dort des Weges —

Dritte Szene: Der Wind.

Der Sohn (zum Vater): Nur bis zur Biegung, Vater, dort des Wegs.

Die Mutter (kommt aus dem Haus): Habt Ihr nicht Durst, o Herr, — trinkt Wasser aus dem Krug, schneidet Euch ein Stück von unsrem Brot.

Maria Stuart
Königin von Schottland

wurde am 8. Februar 1587, also vor 350 Jahren, in Fotheringhay hingerichtet.

Friedrich von Schiller, der sie durch sein Trauerspiel „Maria Stuart" auch dem deutschen Volk unsterblich gezeichnet hat, legt der Gefangenen gegenüber ihrer großen Gegnerin, der Königin Elisabeth von England, folgende Verse in den Mund:

„Ich bin die Schwache, sie die Mächt'ge — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, sie töte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch sie gestehe dann, daß sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Gesetze borge sie das Schwert,
Sich der verhaßten Feindin zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was sie i s t, das wage sie zu scheinen!

Spiel in Flandern.

Eine Novelle aus dem großen Kriege.

Von Hans Willi Linker.

Ihr, die ihr unter der Unerbittlichkeit der schlammgefüllten Granattrichter so oft am Rande des grauen Abgrundes Verzweiflung standet, ist wohl einer unter euch, der je dieses Land vergessen könnte? Dieses grausam verwüstete Land, das wie viele blühende Landschaften einer der Ambosse war, darauf die Hämmer trommelten? Ich glaube, wer damals mit den müden, vor Sehnsucht müden Augen über dieses nackte, nasse Land geschaut hat, darin die Namen Paschendaele, Langemarck, Ypern, Houthoulster Wald für uns unauslöschbare Brandmale sind, der wird es nie vergessen können. Aufstehen werden die Leiden, davon man nicht sprechen mag, das Grauen der Leere, die Not, die große grausame Gestalt — — — seid still, ich will dieses alles nicht aufwecken, ich will es schlummern lassen unter der warmen Decke des Heute.

Ich will nur von einem erzählen, das wohl auch dazu gehört, das aber wie eine kleine Vogelmelodie über den zerfetzten Baumstümpfen schwebt und das wie auch der schmale rote Streifen am Abendhimmel vom großen Gestirn sein Leben empfangen hat. Denn das große Gestirn lebte ja über dem grauen Bogen, es goß trotz allem seine Milde über die Länder, über die Herzen der Menschen.

Von dieser Vogelmelodie will ich euch erzählen. Freilich, es ist keine großartige Begebenheit, und wenn ihr mich fragt, warum ich euch den kleinen zarten und zaghaften Ton ins Herz legen will, nun — — vielleicht, weil es Frühling ist, vielleicht, weil draußen in den Bäumen vor meinem Fenster ein Vöglein sein Lied singt und die kleine Geschichte wieder lebendig werden läßt, die der Freund mir damals in der Stunde, da eine leise Traurigkeit über unsere Stirnen strich, erzählt hat.

Erinnert euch einmal nicht an die Landschaft des Krieges da vorn, denkt einmal, daß ihr sie für eine Spanne Zeit verlassen könnt, daß ihr müde und abgekämpft, in der Kompanie, im Regiment zerrieben, nach hinten in die Ruhe marschiert! Nun, ihr marschiert nicht, ich weiß es. Ihr watet und schleicht euch schwerfällig und mühsam durch den zähen Schlammbrei der zerschossenen Felder. Es sind nur wenige Kilometer, aber es gehören Stunden dazu, bis ihr zu der kleinen Feldbahn gelangt, die euch in den Ort eurer Ruhe bringen soll. Nacht ist es, da ihr ihn erreicht. Ihr habt nur den Wunsch nach tiefem, tiefem Schlaf.

Wenn ihr dann am nächsten Morgen erwacht, lebt eine ganz andere Welt. Sie ist still, diese Welt, schmerzhaft still. Sie ist entsetzlich sauber und frisch. Ihr gehört eigentlich gar nicht in diese Welt. Sie ist euch beileibe nicht fremd, denn in dem warmen Hauch in eurer Brust spürt ihr die leise, längst vergessene Vertrautheit all dieser schönen Dinge, die es hier gibt.

Ja, wieviel Schönheit ist aber auch in diesem Land! Es ist Mai oder Juni. Noch liegt nicht der Sommer reif und satt über den Feldern und Dörfern, er blüht noch und verschwendet sich in tausend Düften und Farben. Die Luft ist gefüllt mit fröhlichen Lauten, der weite Himmel ist eine ungeheure blaue Kuppel, ist ein tiefes Meer, darin ihr versinkt mit allen euren Wünschen und Hoffnungen. Und dann diese kleine Stadt. Die Sonne blitzt in den Scheiben der roten und weißen Häuser, die so gar nichts vom Kriege zu wissen scheinen. Behutsam gehen gebeugte Männer durch den Sonnenschein, blanke blonde Mädchen eilen geschäftig ihrem kleinen Tun nach. Ihr aber steht und schaut, ihr sagt wenig, ihr steht nur da, die Köpfe schief nach vorn geneigt, ihr blinzelt dieses köstliche Leben an und findet euch ganz langsam zurecht. Ganz sachte wird in euch wieder der kleinste, der kleine und schließlich — ihr atmet tief auf — ein weiter Raum offen für diese Welt, darin es Wunder gibt und lauter Kostbarkeiten, wie ihr sie scheinbar nie erlebt und nie gesehen habt.

Wie es euch geschah, uns allen wohl geschehen ist, kommt es nun auch zu dem Freunde, der diese kleine Geschichte erlebte.

Er war damals Vizefeldwebel in der Maschinengewehrkompanie eines westpreußischen Regiments, das vier, fünf Wochen vorn in den Trichtern gelegen und so viel abbekommen hatte, daß ihm nun diese kleine Stadt in der Nähe von Brügge als Ruheort gegeben worden war. In einer schönen klaren Nacht waren die Quartiermacher des Regiments — von jeder Kompanie ein paar Unteroffiziere, darunter auch der Freund — hier angekommen. Sie hatten es am nächsten Morgen nicht schwer, die Quartiere auszusuchen und zu belegen, denn alles war einfach von einem anderen Regiment, das nur noch seinen Nachschub im Orte hatte, zu übernehmen.

Als Vizefeldwebel Robert Schmidt, den sie in der Kompanie kurz Bob nannten, nach dem Verzeichnis Mannschafts- und Offiziersquartiere besichtigt hatte, um sie ordnungsmäßig zu belegen, suchte er die Straße auf, in der sich die Quartiere der

Der Reiter: Ich danke Euch, gute Frau, — und flucht mir nicht, wenn ich die Gabe Euch einst schlecht vergelten sollte.

Die Mutter: Wie meint Ihr das, o Herr?

Der Sohn: Nur bis zur Biegung, Mutter, dort des Wegs will ich das Pferd ihm führen, — segnet mich.

Die Mutter (segnet ihn, verwundert): Warum soll ich dich segnen, Kind?

Der Sohn: Ich weiß nicht, — ich bin gleich wieder da, — — doch segnet mich! — — — Auch Ihr, mein Vater.

Der Vater: Auch ich segne dich, mein Sohn, — sei ohne Sorge. (Reiter und Sohn gehen fort.)

Die Mutter: Er ging so seltsam, — als käme er nicht mehr, — als wollte er fort in ferne Wanderschaft, — der Wind streicht über das Feld wie ein anschleichend Fieber — (der Wind setzt ein und verstärkt sich zum Gewitter, das die Wolken über das Feld treibt).

Der Vater: Und wenn er nun nicht mehr käme?

Die Mutter: Vater, was tatet Ihr?

Der Vater: Nichts, Mutter.

Die Mutter: Log er mich an?

Der Vater: Er log dich nicht an — doch ahnte er. Ich nur, ich wußte.

Die Mutter: Hast du ihn an den Reiter verhandelt?

Der Vater: Der Wind, der Wind, der reißt ihn mir aus der säenden Hand.

Die Mutter: Nur bis zur Biegung des Weges, so sagte er doch.

Der Vater: Und wenn er nicht mehr käme, Mutter, — siehe, er trug dir von der Talquelle jeden Morgen und jeden Abend das Wasser herauf, weil du schon alternd seiest.

Die Mutter: — Dann muß ich den Hang wieder niedersteigen und an ihm emporklimmen wie ehedem, — nur bin ich schwächer, muß öfter stehen bleiben. —

Der Vater: Willst du's nicht tun, wenn du so sein Glück erkauftest?

Die Mutter: Ich will es tun, — aber du! siehe, dir lag er im Joch und half dir voran.

Der Vater: Nun leg ich wieder Steine auf den Pflug, daß sie an meiner Hände Statt die Schar ins Erdreich drücken, — und mich selber spann ich ins Joch des doppelt schweren Pflugs. —

Die Mutter: Nun sind sie an des Weges Biegung, Vater.

Der Vater (spricht abgekehrt): Er winkt.

Die Mutter: So sieh doch! (Sie beobachtet den Reiter und den Sohn).

Der Vater (geisterhaft vor sich hinschauend, der äußeren Vorgänge nicht achtend, von inneren Gesichtern überwältigt): Ich sehe mit den Augen meines Geistes. —

Die Mutter: O Vater, — er winkt wie zum Abschied!

Der Vater: Der Reiter hebt ihn zu sich auf das Pferd!

Die Mutter: Bei Gott, — nun tut er's.

Der Vater: Nun sprengen sie davon!

Die Mutter: O Reiter, soll ich fluchen dir! Du trugst schon Böses im Sinn, als ich Krug und Brot dir bot.

Der Vater (erwachend aus den Gesichten): Siehe, wie der Wind die Wolken sammelt und treibt, — wenn das Fieber so das Blut und der Wind so die Wolken treibt, dann geht's auf Leben und Tod, o Mutter, nun sollst du nicht fluchen, Mutter, — du sollst beten (er sinkt seitwärts vor dem Baume betend in die Knie, der Sturm erreicht seinen Höhepunkt).

Der Vater: Ich habe die Erde gelockert, o Herr, mit meiner Kraft. Ich habe den Samen gestreut, wie du gebotst. Aber es kam der Sturm und führte den Samen von dannen.

Die Mutter: Erbarme dich unser.

Der Vater: Nimmer erntet der Sämann die Saat der eigenen Hände, denn der Wind nahm sie fort, er nahm die keimenden Körner, Vögeln sind sie ein Fraß oder wachsen auf Äckern der Fremde.

Die Mutter: Erbarme dich unser!

Der Vater: Herr, so soll es geschehen nach deinem unerforschlichen Ratschluß. Mir aber verzeih die Schuld, wenn mein Herz voll Ängsten noch bebet. Segne, o Herr, die Saat, die verlorene, — segne!

(Der Blitz schlägt in den Baum und spaltet ihn, das sagt den Eltern, daß ihr Gebet nicht wird erhört werden; ein gewaltiger Donner rollt über die Berge, über die dann erlösende Stille sich niederlegt.)

Die Mutter (betet zu Ende): Erbarme dich unser.

Der Vorhang sinkt nieder und entrückt das Bild der Szene.

(Aus: Der weiße Reiter, Verlag A. Vogel, Düsseldorf.)

---

7. bis 8. Februar 1807:

Die Winterschlacht bei Preußisch-Eylau.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau, die vor 130 Jahren am 7. und 8. Februar 1807 stattfand, zählt zweifellos zu den blutigsten der Neuzeit. Fast die Hälfte der Kämpfer sank innerhalb eines kurzen Zeitraumes in Eis und Schnee dahin. Dieses Treffen wurde nur zu einem Halbsiege Napoleons I., der bis dahin als unbezwinglich gegolten hatte, ja, man darf es als unentschiedene Schlacht ansehen; beide Seiten schrieben sich den Sieg zu oder sie behaupteten wenigstens, nicht geschlagen zu sein. Die Schlacht stellte den Ruhm und die Waffenehre des preußischen Heeres nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt, nach den Unglücksfällen von Lübeck und Prenzlau wieder her, da das Eingreifen der kleinen preußischen Hilfstruppe die Russen vor der Vernichtung bewahrte. Die Schlacht ist eine Ehrung des General von Scharnhorst, der in den Tagen von Preußisch-Eylau Generalquartiermeister und Berater des General von L'Estocq war. Fürwahr, diese Umstände tragen dazu bei, die Aufmerksamkeit wieder auf jene Schlacht zu lenken.

Ein preußisches Heer westlich der Weichsel hatte es nicht mehr gegeben. In Ostpreußen befand sich noch eine Abteilung von 13 000 Mann, frischen, guten Truppen unter L'Estocq, die an dem Unglück in Thüringen nicht teilgenommen hatten. Die Festungen Königsberg, Graudenz, Kolberg verteidigten sich heldenmütig. Die Russen waren verspätet angekommen und standen, 70 000 Mann stark unter Bennigsen, bei Pultusk am Narew. Napoleon hielt sich seit dem 19. Dezember 1806 in Warschau auf. In den letzten Tagen des Jahres stießen seine Vortruppen auf die Russen, die nach blutigem Kampf bei Pultusk auswichen. Das französische Heer, 120 000 Mann stark, war durch die Verfolgungsmärsche auf aufgeweichten Wegen erschöpft. „Ich habe den Morast hier als ein neues Element der Kriegführung kennengelernt", sagte der Korse. Als um die Jahreswende strenger Frost und Schnee einsetzte und er glaubte, daß die Russen an einen Angriff nicht mehr denken würden, beschloß er, sein Heer zur Ruhe übergehen zu lassen und es auf dem östlichen Weichselufer in einen Raum von 130 Kilometern Breite und 100 Kilometern Tiefe zwischen Mlawa und Marienwerder zu legen, eine kühne, fast unvorsichtige Tat.

Bennigsen hatte die günstige Lage erkannt, um den Gegner in den Ruheunterkünften zu überfallen. Das napoleonische Heer war gefährdet, namentlich die Flügelkorps schienen dem Schlage ausgesetzt, rechts Bernadotte, links Ney. Allein Napoleon erfuhr rechtzeitig das drohende Unheil. Am 30. Januar 1807 verließ er Warschau und gab dem Heere die Marschrichtung auf die Stadt, um es zu vereinigen und die Russen anzufallen. Bennigsen hatte kostbare Zeit verloren und durch umständliche Bewegungen die Überraschung aus der Hand gegeben. Da fiel den Kosaken ein Schreiben in die Hände. Das verriet die Angriffsbewegung der Franzosen. Gerade noch rechtzeitig konnte Bennigsen nach Preußisch-Eylau, halbwegs Königsberg und Bartenstein, ausweichen und in starker Stellung die Schlacht annehmen. 65 000 Mann vermochte er dort zu vereinigen. Dem preußischen Korps, das von Ney angegriffen wurde, gelang es, den Marschall drei Tage aufzuhalten und dann auf Königsberg zurückzugehen. Hierdurch verlor der Franzose Zeit und konnte nicht mehr rechtzeitig bei Preußisch-Eylau sein, ebenso wenig wie auf dem anderen Flügel Bernadotte. Napoleon vereinigte nur 70 000 Mann — zum ersten Mal versagte seine Kunst, den letzten Mann auf das Schlachtfeld zu bringen.

Am 7. Februar standen sich die Heere Auge in Auge gegenüber. Tiefer Schnee deckte das Land, die Wasserläufe waren gefroren, Seen und Teiche mit so starkem Eise bedeckt, daß sich Reiter und Geschütze auf ihnen bewegen konnten. Preußisch-Eylau auf einer leichten Anhöhe hat nach Osten hin einen Talgrund vor sich, dessen jenseitiger Rand von einem Höhenzug gekrönt wird. Von diesem aus setzten sich die Russen mit ihren Vortruppen am 7. nachmittags in den Besitz der Stadt, wurden aber am Abend von den Franzosen hinausgeworfen. Die Heere lagen sich in der bitterkalten Nacht, Gewehr im Arm, um große Lagerfeuer, gegenüber. Napoleon selbst befand sich in der Stadt.

Im Tagesgrauen des 8. Februar eröffnete Bennigsen aus 50 schweren Geschützen die Schlacht, denen Napoleon die gleiche Zahl entgegensetzte. Schneegestöber minderte die Wirkung. Auf französischer Seite standen links die Garde, daneben Soult und Augereau, dazwischen die Heeresreiterei unter Murat. Ney hatte Befehl, an den linken Flügel heranzurücken, Davout sollte die linke Flanke der Russen umklammern, um ihnen die Rückzugsstraße zu verlegen, sie einzukesseln.

Um neun Uhr morgens gingen die Russen zum Angriff vor, um den Franzosen zuvorzukommen. Zum Gegenschlag ließ Napoleon das Korps Augereau und die Division St. Hilaire vom Korps Soult antreten, allein sie gerieten im Schneetreiben auseinander, prallten auf die russische Stellung und fielen fast völliger Vernichtung anheim. Zur Entlastung warf sich Murat mit der Heeresreiterei in die Schlacht, mußte aber weichen, als hundert russische Schwadronen anritten. Die vordersten russischen Geschwader drangen bis unmittelbar an den Standpunkt Napoleons vor, der unbeweglich auf der Kirchhofshöhe vor der Stadt hielt. „Rettet den Kaiser!" hieß es. Allein die Russen schwenkten ab, als einige Bataillone Garde den Kaiser deckten. „Das Gesindel", spottete Napoleon über die Kosaken, „wird mich nicht über den Haufen reiten!"

Die Schlacht stand entscheidungslos. Da, gleich nach Mittag, erschien Davout mit 3 Divisionen und 50 schweren Geschützen und drückte die Ostflanke der Russen ein, ihre einzige Rückzugsstraße abschneidend. Die Vernichtung Bennigsens schien unabwendbar. Indessen trafen, eine Stunde vor Einbruch der Nacht, die Preußen auf dem Schlachtfeld als Retter ein. Auf den Rat Scharnhorsts setzte L'Estocq den Stoß hinter der russischen Front entlang gegen Davout ein. Nur 5600 Mann stark — zwei Bataillone waren zum Schutz gegen Ney zurückgeblieben —, warfen sie sich nach zwölfstündigem Marsch auf vereister Straße so ungestüm auf den Feind, daß selbst der schlachtenkundige Davout weichen mußte und die Lage der Russen gerettet wurde. Die Rückzugsstraße war frei. Um zehn Uhr nachts erlosch die Schlacht.

Napoleon nahm Unterkunft in einer Ziegenhütte westlich der Stadt. Zum ersten Male schwankte er im Entschluß. Unter dem Eindruck der furchtbaren Verluste, der Erschöpfung seiner Truppen, der Zähigkeit der Russen und des Draufgängertums der Preußen schien er gesonnen, den Rückzug hinter die Weichsel anzutreten. Doch war es höchst bedenklich, hiermit die Niederlage einzugestehen. Da kam ihm das Glück zu Hilfe: noch vor Tagesgrauen erhielt er Meldung, daß Bennigsen den Rückzug vorgezogen hatte, die Russen auf Allenstein, die Preußen auf Königsberg. Der russische Führer hatte alles eingesetzt und fürchtete, daß Napoleon zwei frische Korps heranziehen konnte. Sofort fand der Kaiser das Vertrauen wieder und verkündete im 58. Heeresbericht den Sieg bei einem Verlust von 1900 Toten, 5700 Verwundeten, der Feind sei gänzlich vernichtet. In Wahrheit büßten die Franzosen 25 000 Mann ein, die Russen 27 000, die Preußen 800. Gefangene wurden nicht gemacht. Die Zahl der Toten erwies sich als ungewöhnlich hoch, da Mangel an Pflege und furchtbare Kälte Tausende dahinrafften. Das Korps Augereau war aufgelöst. Noch elf Tage nach der Schlacht fand man unter dem Schnee lebende russische Verwundete, die sich von trockenem Brot ernährt hatten.

Napoleon hatte das Schlachtfeld behauptet, weil der Feind freiwillig abgezogen war. Um Mitte Februar ließ er Unterkunft beziehen. In seinem Hauptquartier im Schlosse des Grafen zu Dohna zu Finckenstein führte er die Neuaufstellung des Heeres durch. Am 14. Juni 1807 schlug er die Russen bei Friedland entscheidend. Bei Preußisch-Eylau (in Ostpreußen, nicht zu verwechseln mit dem an der polnischen Grenze gelegenen westpreußischen Deutsch-Eylau!) waren die Russen durch das rechtzeitige Eingreifen der Preußen gerettet worden. Ehre dem Andenken der tapferen kleinen Schar! Scharnhorst hatte die Schwächen des preußischen Heeres von 1806 klar erkannt.

„Wir haben die Kunst des Krieges höher als die militärische Tugend geschätzt", schrieb er damals. „Dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundlagen der Unabhängigkeit eines Volkes." Diese Worte haben ihre Bedeutung bis auf die Gegenwart behalten. Blücher sagte später zu Scharnhorst: „Sie waren die Seele des Korps, ohne Sie war der Erfolg nicht verbürgt, ohne Sie wäre nichts Großes geschehen!"

Sturmlied

O Brausen des Meeres und Stimme des Sturms
Und Irren im Nebelschwarm!
In Hafens Ruhe, im Schutze des Turms
Wie eng und arm.

Ich will kein Kissen mir unters Haupt,
Kein Schreiten auf Teppichen weich;
Hat mir der Sturm auch die Segel geraubt —
Da war ich reich!

O herrliche Fahrt in Windeshauch
Hinauf und hinab und zurück!
Nur kämpfend, und unterlieg ich auch,
Ist Leben Glück.

Ricarda Huch

Zugführer und die Schreibstube befinden sollten. Da war die Hausnummer fünfundzwanzig. Ein zweistöckiges Haus in roten Klinkern, mit weißen Läden rechts und links an den blanken Fenstern.

Bob drückt auf die Messingklinke der weißen Tür und tritt unter dem dünnen Läuten einer Glocke in den breiten Hausflur, der in das Grün eines Gartens mündet. Auf dem Rasen liegt Wäsche.

Im Anblick der weißen Vierecke in dem satten Grün spürt Bob wieder die kleine Unruhe irgendwo in sich, wie er sie heute morgen schon ein paarmal fühlte, als er durch die Straßen gegangen war. Wie wir alle konnte er in seinem Jungenherzen nur staunen, daß es so etwas in der Welt überhaupt noch gab, wo doch — — — na ja! Es sei noch gesagt, daß Bob eben zwanzig Jahre alt geworden war. Immer noch trug er das schmale Knabengesicht. Nur die Augen darin waren alt und ein wenig müde. Es ist natürlich, daß die Wäsche auf der Rasenbleiche seine Gedanken blitzschnell in das Elternhaus zurückführt, wo in dem Garten die kleine Mutter — sicher vor mehr als hundert Jahren — ebenso die Wäsche zum Bleichen ausgelegt hatte.

Hier bleibe ich, denkt Bob. Und heute abend setze ich mich in den Garten.

Eine große schlanke Frau kommt ihm vom Garten aus entgegen. Er kann ihr Gesicht nicht recht erkennen. Es ist blaß vor dem grünen Licht. Aber sie ist sicher noch jung.

„Guten Morgen. Ich bin Quartiermacher. Sie haben ein Quartier im Hause, wollen Sie es mir zeigen?" Die junge Frau antwortet nicht, deutet nur mit der Hand nach der Treppe. Bob geht hinauf. Die Frau folgt ihm. Oben läßt er sie vorangehen. Sie öffnet eine der Türen, und nun sieht Bob auch ihr Gesicht, das Gesicht eines Mädchens. Sein kurzer Blick wird von den Augen des Mädchens gefangen, Augen, voll einer unendlichen Traurigkeit, große, schöne Augen, die aber nichts sehen, die ins Leere, vielleicht auch nach innen schauen. Bob hat viele Augen gesehen, die einem anderen Leben, einem Leben tiefen Leidens zugekehrt waren, aber Mädchenaugen, die traurig waren, kannte Bob noch nicht.

So stark wird er von dem Blick des Mädchens gefaßt, daß er nur flüchtig das saubere Zimmer überschaut, das zu einer anderen Stunde, in der nicht die Traurigkeit dieser Augen war, sicher ein Paradies wäre.

Das Grün des Gartens leuchtet durch die beiden geöffneten Fenster. Bob tritt heran und schaut hinaus. Das Mädchen steht an der Schwelle. Dann wendet er sich.

„Wenn Sie wollen, belege ich dieses Zimmer für mich."

Das Mädchen nickt nur.

„Meine Sachen kommen heute nachmittag."

Sie gehen wieder hinunter. Im Hause ist alles still. Bob legt die Hand an die Mütze und tritt wieder auf die Straße.

Am späten Nachmittag ist die kleine Stadt voller Leben. Die Bataillone des Regiments marschieren ein. Einige Kompanien haben schon ihre Quartiere bezogen, und da gibt es allerlei zu tun, zu laufen, zu reden — es ist ja nicht nur Leben in der Stadt, es ist auch wieder Lebendigkeit in den abgekämpften Männern. Die Stadt schaut nur zu. Ein wenig verwundert immer wieder, wenn sie dieses auch schon viele Male sah. Sie hat in allem lärmenden und beweglichen Leben ihre Ruhe und arme Behäbigkeit nicht verloren. Das Leben all dieser flandrischen Städte ist in seiner Gelassenheit beharrlich und treu. Bob hat seine Kompanie am Rande der Stadt erwartet, hat seinem jungen Leutnant gemeldet und läßt nun die einzelnen Züge und Fahrzeuge in die Quartiere führen. Die grauen Gesichter der Kerle sind müde, aber da ist ja die Aussicht, wieder mal Ruhe zu haben — wer weiß, für wie lange? — und das belebt doch und gibt wieder den Raum frei.

Verdammt nochmal, das hat man sich doch redlich verdient! Was sagt der Bob? Die Quartiere sind gut? Gott sei Dank.

Schau mal. Zivilbevölkerung. Mensch, Mädchen! Kennst du diese lieblichen Dinger noch?

Als alles in den Häusern und Ställen wohl untergebracht ist, lobt man den Bob. Aber der lehnt das ab. Kann er dafür, daß hier alles so nett ist? Wie er selbst versorgt ist?

„Ich glaube, gut, Herr Leutnant. Sauberes Haus, schönes weißes Bett. Man wagt gar nicht, sich hineinzulegen."

Der Kompanieführer lacht. „Na, schlafen wir erst mal aus, Bob. Morgen seh ich mir das alles an." Als Bob den Flur des kleinen roten Hauses betritt, in den schon das erste Abendlicht fällt, tappt eben der Putzer Daniel die Treppe herab. Der lange Ostpreuße schmunzelt: „Nobel, Feldwebel Bob!" — „Morgen früh sieben Uhr wecken, Daniel!" — „Jawoll. Oben ist alles ausgepackt." — „Schön, Daniel, mach, daß du in die Klappe kommst!" (Forts. folgt.)

Diese Novelle, deren Abdruck etwa fünf Fortsetzungen umfassen wird, ist in der Sammlung „Das kleine Buch" des Verlages C. Bertelsmann, Gütersloh, erschienen.